

Volkmar J. Ellmauthaler



Gewalt – FREI

[English: see pg 12f.]
available soon

01.02.2019

Vom Prinzip der Gewalt zur Befreiung von Dominanz.

Wir können von einem „Prinzip“ der Gewalt sprechen, wenn wir uns darauf einigen, was mit „Gewalt“ gemeint ist.

Im Deutschen besteht hier eine Begriffs-Zweideutigkeit:

Einerseits wird Gewalt als legitime Form der Dominanz auf Grund öffentlicher Ordnung positiv verstanden: Gewaltentrennung bedeutet etwa, dass Judikatur, Exekutive und Politik voneinander gesondert zu funktionieren haben. – „Gewalt“ hat hier die Bedeutung von „Macht“ und ruht auf einem Einverständnis. Andererseits hat „Gewalt“ die Bedeutung von körperlicher Dominanz, unrechtmäßiger Anwendung von Kraft, bis hin zu Waffen, mit dem Ziel, andere ohne deren Zustimmung zu unterwerfen. Dies wird, zumal Freiwilligkeit im Ansatz ausgeschaltet ist, zu einer erzwungenen Subordination führen, die das Strafgesetzbuch als gefährliche Drohung § 74 Z. 5, 102, 131 StGB (u.a.) oder Nötigung § 105, 106 StGB (u.a.) erkennt und ahndet.

Besteht also Konsens, gewisse Regeln zu beachten, kann von Freiwilligkeit ausgegangen werden. Sofern aber in einem System ohne Konsens der Betroffenen Regeln eingeführt und durchgesetzt werden, mag der Wunsch nach Freiheit laut werden.

Nun berufen sich Menschen mit Gewaltneigung im negativen Sinn oft auf eine Art Naturrecht: In der freien Natur sei Dominanzverhalten seit Jahrtausenden eine Gegebenheit, so dass auch in der Gegenwart legitim sei, anderen den eigenen Willen aufzuzwingen.

Dazu ist folgendes anzumerken:

Tatsächlich gibt es zwar Dominanzverhalten, doch dient dieses zweifellos einer von allen Beteiligten gewünschten und anerkannten Ordnung: Wird Dominanz beansprucht, so ist dieser Wunsch geordnet auszutragen. In den allermeisten Fällen folgen derartige Rituale strengen Regeln, vor allem sind wechselseitig verständliche Drohgebärden symbolisiert und ersetzen oft tatsächliche Kampfhandlungen. Kommt es dennoch dazu, wird die Auseinandersetzung wieder ritualisiert ausgeführt und endet mit einer Unterwerfungs-Geste und dem Sich-Entfernen des unterlegenen Partners. Die männliche Form wird hier deswegen gewählt, weil in den meisten Fällen solche Auseinandersetzungen unter männlichen Individuen ausgetragen werden. Dies scheinen angeborene Verhaltenskoordinationen zu sein. Hereditäre, über Generationen weitergegebene, Verhaltensweisen können wir als durchaus überlebenswichtig ansehen. Angeboren ist jedoch nur und genau das, was der Gruppe nützt, nicht etwa das gemeinsame Fortkommen gefährdet. Wir finden daher im Dominanz-/Subordinationsverhalten weitgehenden Konsens.

Dominanzverhalten und ritualisierte Kämpfe stehen sohin nicht dem ebenfalls angeborenen „Prinzip der Kooperation“ entgegen, sondern erfüllen genau definierte Zwecke:

1. Ordnung (Rangordnung) innerhalb einer Gruppe
2. Sicherung der Gruppe gegen Gefährdungen von außen
3. Sicherung der Orientierung der Gruppe aneinander und im Verhältnis zur Umwelt.
4. Werbe- und Paarungsverhalten: Hier gilt das Prinzip der Weitergabe jener Gene, die am besten angepasst sind und so den optimalen Erfolg des Überlebens der Art versprechen.

Wollen wir dieses – hier nur grob umrissene – Naturrecht anerkennen, so sind wir verpflichtet, auch anzuerkennen, dass wir selbst innerhalb dieser Natur den beobachteten Tierpopulationen gleichgestellt sind. Eine, aus welchen Gründen immer, herbei gedachte oder herbei argumentierte Ausnahmesituation „des Menschen“ im Vergleich zum tierischen Verhalten kann dabei nicht gelten.

Stellen wir fest, dass menschliches Verhalten eindeutig „atavistisch“ ist, haben wir auch die Konsequenz zu ertragen. Stellen wir zusätzlich fest, dieses atavistische Verhalten auf mancherlei Weise überformen zu wollen – zu können –, stehen wir vor der Entscheidung, die genannten tierischen Verhaltensweisen neu zu normieren, neue Rituale zur Austragung von Konflikten zu suchen und zu standardisieren, so dass hier allgemeiner Konsens über ein neues, auf andere Art reflektiertes Verhalten erzielt und gehalten werden kann. Eine bloß opportunistische, nicht auf Konsens ausgerichtete, Wahl zwischen atavistischen und abstrakt normierten Strategien der Konfliktlösung ist falsch.

Sie wird in den seltensten Fällen auf Konsens beruhen, sondern den Gewalttätigen^(m/w/i) dazu verleiten, den Unterlegenen^(m/w/i) zu Handlungen oder Duldungen zu veranlassen, die nicht dem Gesamtwohl der Gruppe, auch nicht den individuellen Bedürfnissen des Einzelnen entsprechen, sondern im Gegenteil ausschließlich jenen des Gewalttäters^(m/w/i). Um genau das zu verhindern, wurden Rechtsordnungen und Gesetzeswerke erst geschaffen. Diese einzuhalten, wird im generellen Konsens gefordert, Zuwiderhandeln pönalisiert.

Es ist jedoch einsichtig, dass die so genannten „atavistischen“ Strebungen nicht etwa per Gesetz in all jenen Fällen ausgeschaltet werden können, in denen unser Sein in der Natur betroffen ist: das Da- und In-der-Welt-Sein mit allen angeborenen Verhaltenskoordinationen, deren Sinn in Jahrhunderttausenden geformt wurde und unser Fühlen, auch Denken, bis heute prägt.

Verhaltenskoordinationen nennen wir jene Phänomene, die Ausdruck unbewusster und vorbewusster Kategorien unseres Körpers sind: Neurologische, neuro-endokrine, biopsychische Aktions- und Reaktionsmuster, deren Programme entwicklungs-geschichtlich – und zwar sowohl phylogenetisch als auch ontogenetisch – angelegt sind. So gilt als erwiesen, dass auf bestimmte olfaktorische und optische Reize, aber auch bei Unterschreiten der Fluchtdistanz Stresshormone ausgeschüttet werden, die zur Erhöhung der Herzfrequenz und Aktivierung der Skelettmuskulatur führen: Auf Stressoren folgt ein Flucht- oder Aggressions-Impuls.

Die Frage ist also weniger: Woher kommen solche Impulse, als vielmehr: Wie sinnvoll können wir diese im Rahmen einer so

genannten „zivilisierten“ Gesellschaft in einer Weise umformen, dass selbst in Ermangelung geeigneter (atavistischer) Rituale nicht Mord und Totschlag – auch Krieg – daraus folgen.

Die Rituale selbst sind uns bisweilen bewusst, oft aber ist die entsprechend sinnvolle Reaktion darauf abhandengekommen: Heben der Augenbrauen, Weiterung der Pupillen, Stirnrunzeln, Vorschieben von Kinn und Stirn in Richtung des Gegners, Fletschen der Zähne (als Grinsen oder Grimassieren, nicht Lächeln) stellen den Ausdruck von Wut und Gewaltbereitschaft dar. Hier mit Lachen, Hohn, aggressiver Anrede zu reagieren, muss das Gewaltpotenzial auslösen. Doch selbst Flucht mag in manchen Fällen Gewalttaten nicht verhindern.

Diese Situation unterscheidet uns in aller Regel von den ritualisierten Drohgebärden und rituellen Kämpfen im Tierreich: Die Tötungshemmung scheint dann nicht zu greifen, sofern künstlich erzeugte Kampfmittel ins Spiel kommen: Messer, Schlagring, Schusswaffe, u. dgl. – Diese sind in der Regel effektiver als alle Waffen, die dem Körper selbst zur Verfügung stehen und haben wir keine Verhaltenskoordination ererbt, die es uns ermöglichen könnte, hier eine bloß naturgegebene Hemmung einzuschalten.

Gehen wir nun davon aus, dass ein geregeltes Leben gesellschaftlicher Grundkonsens sei, dass Übergriffe und Gewalttaten pönalisiert sind, so stellt sich die berechnete Frage, wie mit dem Gemisch aus zum Teil atavistischen, zum anderen erworbenen (durch Beobachtung von Gewalt und Erleiden von Gewalttaten in eigener Not erlernten!) Verhaltensweisen umzugehen ist.

Lehnt eine Gesellschaft konsenslose Machtausübung ab, so wer-

den Regeln und Mechanismen an Stelle der atavistischen Impulse oder Trigger-Respond-Reaktionen zu treten haben, werden auch Reaktionsweisen, die solchen Regeln nicht entsprechen, zu beobachten und gegebenenfalls abzutrainieren sein.

Wer jemals Opfer einer Nötigung geworden ist, ob durch Eindringen eines anderen in die persönliche Wohlfühlzone oder durch aggressives Auffahren (wieder: Eindringen in den persönlichen Bereich) und Anblinken auf der Autobahn, der^(m/w/i) wird vermutlich zustimmen, dass folgende Reaktionen folgten:

1. Angst
2. Wut
3. Gegen-Aggression oder Vermeidungsverhalten, Frustration

Im Fall des Eindringens in den persönlichen Bereich, etwa in einem Lift, wäre eine mögliche „atavistische“ Verhaltenskoordination das Sich-Abwenden und das Senken des Blicks. Dies allerdings kann als Unterwerfungsgeste gedeutet werden. Das Standhalten und „Die-Stirn-Bieten“ kann zum Kampf führen – in einem Lift wäre das eher nicht die Reaktion der Wahl.

Im Straßenverkehr führt das aggressive Auffahren möglicherweise zu einer Trotzreaktion, das eigene Fahrzeug gleichfalls zur Waffe umzufunktionieren und auf die Bremse zu treten, in der vagen Hoffnung, den anderen damit beeindrucken oder zum Abbremsen (Unterwerfen) veranlassen zu können, mit dem realen Risiko, schwer bis tödlich zu verunfallen. Eine Unterwerfungsgeste wäre, den besetzten Fahrstreifen freizugeben und mit der – nun wieder atavistischen – Frustration der unfreiwilligen Subordination umzugehen. Das wieder funktioniert „intellektuell“ deswegen dermaßen schlecht, weil inzwischen Stress-

hormone ausgeschüttet wurden und wirksam sind, die nur durch entsprechende Bewegung, Belastung der Skelettmuskulatur, metabolisiert werden.

Für alle anderen denkbaren Beispiele für Dominanzverhalten, ob gerechtfertigt oder nicht, kann gelten: Dominanzverhalten hat ursprünglich mit dem Zusammenhalt der Gruppe, des Harems, mit Sexualität (der Weitergabe eigener Gene in Konkurrenz zu anderen) zu tun. Aus Sicht der Verhaltensbiologie (der „vergleichenden Verhaltensforschung“ – Konrad Lorenz, Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Karl v. Frisch, Nikolaas Tinbergen u.a.) besteht darin kein Zweifel. Wir haben es mit vererbten Verhaltenskoordinationen zu tun, die zentral auf der Körperebene ansetzen. Folgerichtig sind alle unerwünschten Reaktionen auf dieser, der Körperebene, zu verstehen und – Konsens oder Gerichtsurteil vorausgesetzt – einem entsprechenden Training zu unterziehen.

Gewaltbereitschaft kann auf das Äußerste brutal, aber auch recht subtil einhergehen. Ungeachtet der vielfältigen Ausdruckformen von Gewalt sind diese zu erkennen, zu benennen und ist darauf in angemessener Weise zu reagieren: individuell, aber auch seitens der Gruppe oder Gesellschaft.

Hierbei sind auch die Rollenmodelle zu betrachten, die während der frühen Kindheit, bis zur Adoleszenz, in unterschiedlicher Art prägend wirksam werden können. Wer innerhalb der Primärgruppe Gewalt erlebt oder selbst erleidet, wird diesem System entsprechende Verhaltensmodalitäten ausbilden, die mitunter stark von der „atavistisch“ genannten Verhaltenskoordination abweichen können: Es wird zu Schein-Anpassungen und zur Inkonsistenz zwischen gefühlt richtigem und tatsächlich retten-

dem Verhalten kommen, das von dem eigentlich intendierten und durchaus zweckmäßigen, stimmigen Verhalten abweichen kann. Daraus wieder ergeben sich Situationen des durchaus begründeten wechselweisen Misstrauens, die ihrerseits den Rückgriff auf „altes“ bzw. „angeborenes“ Verhalten begünstigen, das jedoch kaum steuerbar bleibt. Die Wirkung nach außen ist die eines unredlichen, heimtückischen, jedenfalls nicht in sich stimmigen Menschen. Der Eindruck wieder fördert Ausgrenzungs- und Dominanzverhalten.

Gegenwärtig finden wir solche Entwicklungen in der Weltpolitik bei offensichtlich psychisch stigmatisierten Individuen, die ihr Überleben in Führungspositionen zelebrieren, die dafür vielfach Begeisterung jener ernten, die sich identifizieren, und Ablehnung jener, die den destruktiven Mechanismus durchschauen. Solch öffentlich zur Schau gestelltes, Großgruppen („Massen“) verführendes Dominanzverhalten fußt leider häufig auf einer nicht austerapierten Störung des Selbstwerts: Man kann das unter „histrionische“ (schaustellerische) oder auch „borderline“ (Grenzlinien ignorierende) Störung verstehen: Solche Rollenmodelle verleiten labile, selbst von Gewalt betroffene Charakterstrukturen zur Nachahmung. Das kann gefährlich werden.

Anzusetzen ist also an folgenden Punkten:

1. Elternschaft – Bezugspersonen der Primärgruppe

Erziehungsberechtigte sind ihrerseits auf Traumata und falsche Rollenbild-Erfahrungen zu testen, gegebenenfalls zu beraten oder mithilfe gezielter Trainings von solcherlei Rollenmustern zu befreien. Erst dann können sie ihren Aufgaben als Erziehungsberechtigte einwandfrei und dem Kindeswohl entspre-

chend nachkommen. Sie selbst sind dann benigne, förderliche, nicht etwa Unmögliches zu Unrecht fordernde „Rollenmodelle“.

2. Pränatale Phase und frühe Kindheit

Die initiale Phase der „frühen Kindheit“ reicht zurück in die pränatale Welt des Ungeborenen. Hier finden erste, ganz wesentliche Prägungen statt, und zwar auf der Körperebene: Über placentagängige Botenstoffe erfährt das ungeborene Kind alles über die Befindlichkeit der Mutter, die Sinne werden ausgebildet: Schmecken, Horchen, Fühlen. Stresshormone, aufgeregte Stimmlagen, Spannung, hohe Herzfrequenz bilden beim Ungeborenen selbst signifikante Stress-Situationen aus. Diese werden als spätere Standard-Reiz-Antwort internalisiert.

Postpartal entwickeln sich Blickkontakt und Mutter-Kind-Interaktionen (Bonding). Störungen in dieser Phase bewirken häufig Sozialisierungs- und Kommunikations-Defizite. Solche können ab dem 2. Jahr durch manipulatives Verhalten oder Dominanzstrategien kompensiert werden. Kompensation stellt aber in jedem Fall eine Notlösung dar. Sie ist nicht das Mittel der Wahl, um etwa eine gedeihliche Kooperation auf Augenhöhe zu ermöglichen, sondern soll allein das Überleben und die Befindlichkeit der je Betroffenen sichern. Solche Strebungen sind innerhalb einer Gruppe anstrengend und wird das Individuum ausgegrenzt, was zur Wiederholung und Fixierung solcher Strategien führt.

3. Kindheit und Pubertät

In der Kindheit, etwa zwischen dem 5. und 12. Jahr, finden wir als vorherrschende Strategie die Imitation. Unschwer zu erkennen, wer dem betreffenden Kind als Modell dient. In der

Pubertät wird unter anderem das gesamte Zentralnervensystem unter dem zunehmenden Einfluss u.a. der Gonadotropine sowie der eigentlichen Geschlechtshormone umgestaltet. In dieser Phase finden wir eine Individualisierungstendenz, die durch Ablehnung alter Modelle und Suche nach konträren, neuen Modellen gekennzeichnet ist. Hier kann es zu Gegenabhängigkeiten kommen: zu dem Phänomen, exakt das Gegenteil dessen zu suchen, das mir bisher bekannt ist, das ich aber verachte: Damit geraten meine Einschätzungen, Entscheidungen, (Als-ob-) Positionen in Abhängigkeit just zu dem von mir Verworfenen. Diese Punkte sind zu beachten, wollen wir individuell und sozial unerwünschtes Dominanzverhalten verstehen und korrekt darauf reagieren.

In den wenigsten Fällen handelt es sich bei „dominanten“ Persönlichkeiten um stabile, geerdete, ruhige Charaktere, deren Ansprüche und Handlungen einer intellektuellen, zugleich charakterlich gefestigten Autorität entstammen, demnach für die betreffende Gruppe förderlich sein können.

In den meisten Fällen sind solche „autoritär“ bzw. im malignen Dominanzverhalten verhaftete Persönlichkeiten selbst Opfer von Gewalt und folgen hernach – durchaus folgerichtig – dem Drang, ihr eigenes Überleben durch erlernte Strategien der Dominanz und Gewalt zu retten. Vor ihnen hat sich eine Sozietät zu schützen. Opfer von Gewalt, die ihrerseits Gewalt ausüben, sind dabei zwar Täter, aber aus Beweggründen, die einer misslungenen Prägung geschuldet sind. Daher sind solche Menschen zunächst von der eigenen Traumatisierung zu befreien. Das gelingt in vielen Fällen durch den Einsatz fundierter therapeutischer Techniken mit dem Ziel der Befähigung zur Selbstkontrolle, jedenfalls aber durch den Aufbau einer tragfähigen, benevolenten, authentischen Beziehung: Befreiend wirkt *sehendes* Vertrauen.

GEWALT – FREI | FREE of VIOLENCE

